

Zwischen Ehrfurcht und Überlegenheit: Was Bibliotheken und Bibliothekar*innen zur Schreibwissenschaft beitragen können

ANNE CHRISTENSEN

Fragen 2, 4, 6, 13

„Wann eine Geschichte richtig beginnt und wo eine Geschichte richtig beginnt, ist schwer festzulegen. Denn immer gehört zu einer Geschichte auch etwas dazu, was schon vorher beginnt und was ganz wichtig ist. Vielleicht ist der kunsthonigsüße Blick, mit dem Tante Emma oft in Gretchens Kinderwagen hineingeschielt hat, wichtig. Vielleicht ist sogar der Blick, mit dem Onkel Alfred seinerzeit in den Kinderwagen von Gretchens Mama geglotzt hatte, wichtig. Wahrscheinlich ist überhaupt alles wichtig! Aber einmal muss man ja irgendwo anfangen. Also fangen wir am Montagmorgen an. An dem Montag, wo am Tag vorher das Matura-Treffen von Gretchens Mama gewesen war.“ (Aus: „Gretchen Sackmeier“ von Christine Nöstlinger (1981)¹)

Das Schreiben wissenschaftlicher Texte ist dem literarischen Erzählen nicht unähnlich: Man braucht eine Forschungsfrage – den Anfang der Geschichte. Zu dieser Forschungsfrage gibt es eine Vorgeschichte. Christine Nöstlinger darf diese weglassen, die Studentin, die eine Abschlussarbeit schreibt, hat solche literarischen Freiheiten nicht. Frühere Blickwinkel müssen identifiziert, analysiert, gewichtet und in einen Zusammenhang gebracht werden. Beim Identifizieren der früheren Blickwinkel kommen Bibliothekar*innen und bibliothekarisches Wissen ins Spiel, und zwar bei der Recherche relevanter Literatur in ausreichender Menge und passender Tiefe.

Der US-amerikanische Bibliothekar David Lankes beschreibt in seinem „Atlas of New Librarianship“², was Bibliotheken am Schreiben in besonderer Weise sichtbar machen, nämlich wie Wissen durch Konversationen entsteht: sowohl durch formalisierte Gespräche wie Seminare und Vorlesungen oder aber durch persönliche Gespräche zwischen Lernenden, Lehrenden und Schreibenden. Insbesondere im Sinne des Rezipierens von Literatur, aber auch in ihrer Rolle als Lernort auf einem Hochschulcampus sind Bibliotheken Orte der Gespräche. Mit vielfältigen Schulungen zur Recherche, Beschaffung und Verwaltung von wissenschaftlicher Literatur machen Bibliotheken außerdem eigene Gesprächsangebote oder werden als Partner hinzugeholt, zum Beispiel durch Mitwirkung an Lehrveranstaltungen oder als Austragungsorte der beliebten „Langen Nächte der aufgeschobenen Hausarbeiten“.

1 Die österreichische Kinder- und Jugendbuchautorin ist meine Lieblingsschriftstellerin und beeinflusst mein bibliothekswissenschaftliches Schreiben insofern, als sie mich zu einem liebevollen, aber selbstkritischen Hinterfragen und Verstehen des „War schon immer so“ angeleitet und dabei zum Lachen gebracht hat.

2 Lankes, R. David: The Atlas of New Librarianship. MIT Press, 2011.

In meiner langjährigen Berufspraxis als Bibliothekarin habe ich zahlreiche Schulungen, Führungen und Beratungen durchgeführt und diese Aktivitäten immer wieder mit Kolleg*innen reflektiert. Die „Teaching Library“ ist ein junges Betätigungsfeld, zumindest gemessen an den traditionsreichen Aufgaben der Auswahl und Katalogisierung von Literatur. Aufgerüstelt durch Studien zum studentischen Informationsverhalten erkannten Bibliothekar*innen vor etwa 20 Jahren, dass Bibliotheken und ihre Ressourcen nur noch nachrangig genutzt wurden und dass Suchmaschinen ihnen den Rang abgelaufen hatten. In der Folge wurden Schulungsprogramme entwickelt, in denen Fähigkeiten zur Benutzung von Katalogen und Datenbanken sowie Literaturverwaltungsprogrammen vermittelt werden sollen. Diese „Vermittlung von Informationskompetenz“ ist seitdem ein wichtiger Bestandteil der Serviceangebote und die Vorbereitung auf entsprechende Aufgaben ein fester Bestandteil der einschlägigen Ausbildungswege.

Insbesondere die Veranstaltungen zu Literaturverwaltungsprogrammen bringen uns Bibliothekar*innen in direkten Kontakt mit Schreibenden, wobei die Unterstützung sich in der Regel auf das technische Handling dieser Programme bezieht. Mit darüber hinaus gehenden Fragen fühlen wir uns jedoch in der Regel unwohl – wegen zu wenig eigener Schreiberfahrung oder aus Respekt vor den unterschiedlichen Fachkulturen.

Aber auch bei Schulungen zur Recherche und Bewertung von wissenschaftlicher Literatur ist die Mehrheit der Bibliothekar*innen in meinen Augen oft unnötig zurückhaltend. Kenntnisse zur Auswahl und Bedienung von Katalogen und Datenbanken werden sehr sicher vermittelt. Allerdings wird die Recherche zu oft isoliert von anderen Schritten des wissenschaftlichen Arbeitens betrachtet. So würde die Frage danach, was einen „guten“ Artikel ausmacht, sicherlich von vielen Bibliothekar*innen unter Verweis auf die berufsethisch gebotene Neutralität sowie in vielen Fällen auch den Mangel an eigener Expertise zum jeweiligen Thema zurückgewiesen werden. Lebendige und aussagekräftige Diskussionen über Relevanz von einzelnen wissenschaftlichen Werken habe ich vor allem in Kooperation mit Lehrenden bei sogenannten „Stippvisiten“ erlebt, zu denen ich als Bibliothekarin in Seminare geladen wurde, um Recherchestrategien für die speziellen Themen zu erläutern. Die gemeinsame Bewertung von Literatur mit Lehrenden habe ich als erfolgreichste „Informationskompetenz“-Veranstaltung meiner Praxis erlebt.

Eine persönliche Erklärung für die bibliothekarische Zurückhaltung habe ich durch den Vergleich meiner eigenen Berufstätigkeit mit der meines Mannes gefunden, der als Intensivmediziner und Anästhesist arbeitet. In seiner Rolle als Anästhesist hat seine Arbeit durchaus Ähnlichkeiten mit der einer Bibliothekarin: Unsere jeweilige Arbeit ist in weiten Teilen eine Art Hilfstätigkeit für Anderes, Größeres: Er sorgt dafür, dass Chirurg*innen operieren können, ich habe über 20 Jahre Studierende und Forschende beim Auffinden von Literatur unterstützt. Unsere tägliche Arbeit ist oft profan: über Narkosen aufklären und diese durchführen, Fachdatenbanken und Fernleihe erklären. Im Idealfall aber sorgen wir mit unserem Handeln irgendwann für etwas Wunderbares: Lebensrettung (er), wissenschaftlicher Fortschritt (ich),

und für uns beide ist diese Mission eine wichtige Triebfeder. Gleichzeitig kennen wir beide das Gefühl von Zweitrangigkeit gegenüber den eigentlichen Protagonist*innen, für die wir an schlechten Tagen zumindest in der eigenen Wahrnehmung nur Handlanger sind.

Die schwierige Kombination aus gleichsam heiliger Berufung einerseits und Ehrfurcht vor der „richtigen“ Wissenschaft andererseits ist in Bibliothekar*innen besonders prononciert und immer wieder Gegenstand von bibliothekswissenschaftlichen Forschungen – beziehungsweise von Texten, in denen die bibliothekarische Praxis reflektiert wird.³ Viel bibliothekswissenschaftliche Literatur im engeren Sinn gibt es nämlich nicht: Die Bibliothekswissenschaft ist klein und war nie völlig unumstritten, wovon das „Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft“ an der Humboldt-Universität als einziges seiner Art in Deutschland ein – trauriges – Lied singen kann.

Es kommt nicht von ungefähr, dass ein Großteil des bibliothekarischen Personals auch nicht an ebenjenem Berliner Institut ausgebildet wird, sondern an „Hochschulen für Angewandte Wissenschaften“, die bekanntermaßen erst seit wenigen Jahren überhaupt im Begriff sind, sich auch forschend zu betätigen. Am Berliner Institut haben sich in den letzten Jahren eigene, auf den Sozialwissenschaften basierende Methoden zur Erforschung des Informationsverhaltens etabliert, und der Einsatz von empirischen Methoden wird auch in den Abschlussarbeiten gefordert. Trotzdem sind die „wissenschaftlichen Bibliothekar*rinnen“, die das Berliner Studium nach einem grundständigen Studium eines universitären Faches gleichsam als bibliothekarische Sozialisation absolvieren, nach dem Wechsel in die bibliothekarische Praxis in der Regel weder im Herkunftsfach noch in der Bibliothekswissenschaft forschend aktiv.⁴

Dennoch erheben wissenschaftliche Bibliotheken den Anspruch, die Forschungsarbeit zu unterstützen – tatsächlich sind „forschungsnahe Dienste“ wie Publikationsberatung oder Archivierung von Rohdaten in den letzten 10 Jahren zu einem zentralen, wenn nicht sogar identitätsstiftenden Bestandteil dieser Bibliotheken avanciert. Diese Forschungsnähe würde auch der „Teaching Library“ guttun, denn schließlich spielt die Recherche von Literatur bei der Formulierung von Forschungsfragen oder der Zusammenfassung von Forschungsständen eine wichtige Rolle. Allerdings wird in bibliothekarischen Beratungen und Schulungen bisweilen der Zusammenhang der Recherche mit diesen Forschungsaktivitäten übersehen, denn hier stehen eher handwerkliche Fragen im Vordergrund. Die Literaturrecherche als Möglichkeit dafür zu sehen und zu praktizieren, Erkenntnisprozesse nachzuvollziehen und dazu anzure-

3 Beispielhaft sei hier ein persönlicher Lieblingstext genannt: Ettarh, Fobazi: Vocational awe and librarianship: the lies we tell ourselves. In *the Library with the Lead Pipe*, 2018 (<https://www.inthelibrarywiththeleadpipe.org/2018/vocational-awe/>). Der Essay verdient eine Hymne, weil er einen mutigen und noch nie dagewesenen Blick in die bibliothekarische Seele wirft und damit bisweilen scheinheilige Haltungen identifiziert – die zu selbstausbeuterischem Verhalten führen, das auch in der gesamten akademischen Welt zu beobachten ist.

4 Vgl. Kaden, Ben und Karsten Schuldt: Anmerkungen zur Geschichte der Frage: „Was ist Bibliothekswissenschaft“. Einführung in die historische Abteilung. *LIBREAS. Library Ideas*, 34 (2018).

gen, eigene Fragestellungen zu entwickeln und zu schärfen – dies könnten hilfreiche Beiträge zur Schreibwissenschaft sein, die die bibliothekarische Praxis bieten kann.⁵

Um diese Beiträge zu erbringen, wird es nötig sein, die andächtige Ehrfurcht vor der Wissenschaft abzulegen und einen authentischen und offenen Austausch mit den Beteiligten zu führen. Und auch wenn es nicht ganz richtig ist, einem ganzen Berufsstand kollektive Charakterzüge zu unterstellen: Wenn sich zu einer übertriebenen Ehrfurcht noch ein Gefühl der Überlegenheit in Punkto Informationskompetenz gesellt, entsteht eine Schiefelage. Dass es ein solches Überlegenheitsgefühl gibt, zeigen u. a. Veranstaltungstitel wie „Googelst du noch oder recherchierst du schon?“. Solange Bibliothekar*innen aber annehmen, dass es richtige und falsche Recherchertools und -strategien gibt und sich nicht ergebnisoffen mit dem Informationsverhalten ihrer Zielgruppen beschäftigen, können Beratungs- und Schulungsangebote nicht auf Augenhöhe ablaufen, und die Begleitung in einem so persönlichen Prozess wie dem Schreiben wird ohne dauerhafte Akzeptanz bleiben.

Wie persönlich der Schreibprozess ist, zeigen die in Schreibberatungen oft durchgeführten „Persönlichkeitstests“, die Aufschluss über den eigenen Schreibtyp geben und einen Reflektionsprozess über unterschiedliche Herangehensweisen anregen. Diese Reflektionsprozesse sind auch dann gewinnbringend, wenn man nur wenig Schreibaufgaben hat – so wie es bei Bibliothekar*innen in der Regel der Fall ist, weil sie selbst eher wenig forschen und schreiben und auch in den Studiengängen wenig Textproduktion anfällt, wenn man von den sehr formalisierten Abschlussarbeiten absieht. Möglicherweise wäre es hilfreich, die Curricula der bibliothekarischen Studiengänge mit expliziten Schreibaufgaben und ihrer Reflektion anzureichern.

Aktuell steht jedoch zu vermuten, dass der Großteil der Bibliotheksbeschäftigten vornehmlich aus denjenigen Annahmen über das Schreiben heraus agiert, die aus dem Wissen über die Entstehung, die Publikationsprozesse und die Beschreibung von Literatur stammen. Dieses Wissen kann Angebote zur Schreibberatung sinnvoll ergänzen. Idealerweise führt die Schreibberatung verschiedene Sichten und Blickwinkel zusammen: die der Forschung und Lehre, das methodische Schreibwissen und eben auch die bibliothekarische Expertise dafür, wissenschaftliche Diskurse in publizierter Literatur zu identifizieren und zu ordnen. Diese Expertise können Bibliothekar*innen durchaus selbstbewusster vertreten, und auch für die Bibliothekswissenschaft gäbe es hierzu sicherlich interessante Forschungsfragen.

Möglicherweise können Schreibberater*innen und Bibliothekar*innen von einem Austausch über das Beraten an sich profitieren. Das Beraten wird als bibliothekarische Kernkompetenz gesehen, und trotz einschlägiger Verhaltenscodices für das „Auskunftsinterview“ ist die Haltung, mit der beraten wird, mitunter recht divers und immer dem Zeitgeist unterworfen. Der erste Bibliotheksbesuch in meinem Leben erfolgte mit dem Ziel der Entleihung von neuem Lesefutter aus der „Hanni und Nanni“-Reihe. Die Bibliothekarin teilte mir unumwunden mit, dass man „so etwas“ nicht führe. Das, was ich dadurch als „Schund“ zu begreifen lernte, kaufte ich fortan vom

5 Ich spreche hier bewusst von der bibliothekarischen Praxis und nicht von der Bibliothekswissenschaft, da die „Teaching Library“-Aktivitäten aus der Praxis kommen und nur wenig Niederschlag in der Bibliothekswissenschaft finden.

Taschengeld, wurde aber trotz der anfänglichen Scham über den vermeintlichen Fauxpas zu einer eifrigen Leserin von wertvollerer Literatur, unter anderem von der eingangs zitierten Christine Nöstlinger.

Ich habe mich also „emporgelesen“ – und bin damit ein erfolgreiches Produkt einer Beratungsethik, die in den 1920er-Jahren den „Richtungsstreit“ im deutschen Bibliothekswesen ausgelöst hat. Damals gab es eine „Leipziger Richtung“, die genau jenes „Emporlesen“ als Ziel bibliothekarischen Tuns in Punkto Bestandsaufbau, -präsentation und Beratung hatte. Die Leser*innen wurden in Gruppen eingeteilt und hatten Leseziele zu erreichen. Diese würden heute in etwa so lauten: Wer mit Rosamunde Pilcher anfängt, sollte es irgendwann zu Jane Austen bringen, wobei Rosamunde Pilcher möglicherweise unter die Schund-Kategorie gefallen wäre, die es gar nicht in den Bestand einer Bibliothek geschafft hätte. Die andere, die „Stettiner Richtung“ in dem Streit hatte mit Schund offenbar weniger Probleme, Hauptsache, die Benutzungszahlen stimmten – stark vereinfacht.

Als ich dem Richtungsstreit Mitte der 1990er-Jahre als Studentin des „Bibliothekswesens“ („Das kann man studieren?“) zum ersten Mal begegnet bin, habe ich sehr geschauert angesichts des bevormundenden Verhaltens der Leipziger Richtung – und möglicherweise habe ich meine eigene Beratungsethik in Abgrenzung genau dazu entwickelt. Gleichzeitig habe ich im Rahmen meiner späteren Arbeit durchaus immer wieder Dienste konzipiert, denen man genau diesen bevormundenden Charakter vorwerfen kann. Dazu gehört die Idee, allen Erstsemestern einen Gutschein für 5 Fachartikel im Volltext zum Thema ihrer ersten Hausarbeit zu liefern – oder auch der Gedanke, die Sortierung in Katalogen so zu konfigurieren, dass Einführungsliteratur oder Literatur aus bestimmten, gut bewerteten Verlagen weit oben in Trefferlisten kommt.

Unterstelle ich damit nicht auch in gewisser Weise, dass man sich emporlesen muss? Eine etwas positive Interpretation ist die, dass man Menschen zunächst „dort abholt, wo sie sind“ und dazu motiviert und dabei begleitet, von einem konsumierenden zu einem reflektierten Informationsverhalten zu gelangen – gerne auch durch Widerspruch zu solchen fertig konfektionierten Angeboten bzw. invasiven Beratungen. Meine Motive wären auch nicht anders als die der Protagonisten des Richtungsstreits: Menschen da abholen, wo sie sind. Und sie dabei begleiten, ihr Informationsverhalten zu reflektieren und dazu einladen, neue Kompetenzen zu entwickeln. Die fertig konfektionierten Angebote wären in diesem Sinne eher Stützräder oder Schwimmflügel, die ab einem gewissen Punkt auch Widerstand erzeugen. Widerstand und Zweifel sind eine gute Ausgangslage dafür, Autonomie und Selbstbestimmtheit zu fördern – sowohl im Informations- als auch im Schreibverhalten.

Über das Ziel guter Beratung hinaus einen die Bibliotheks- und die Schreibwissenschaft ihre Transdisziplinarität und ihre Handlungsorientiertheit. Die aktuellen Forschungsfragen der Bibliothekswissenschaft reichen entweder in die Sozialwissenschaften oder die Informatik hinein – Fragen des Umgangs von Menschen mit Information und deren technische Nutzbarmachung im digitalen Raum. Diese Disziplinen beeinflussen das bibliothekswissenschaftliche Forschen, sie erfordern die Heranziehung von empirischen Methoden oder die Auseinandersetzung mit Prozessen und

Algorithmen für die Analyse von großen Datenmengen.⁶ Die Bibliothekswissenschaft ist also meistens transdisziplinär in ihrer Methodik und Ausrichtung – ähnlich wie es die Schreibwissenschaft ist. Eine weitere Gemeinsamkeit beider besteht im Praxisbezug: Sie verdanken ihre Existenz der Notwendigkeit, ein praktisches Handeln, das viele wissenschaftliche Disziplinen adressiert, systematisch und unter Hinzuziehung geeigneter Methoden und Techniken anderer Bereiche zu reflektieren und weiterzuentwickeln. Damit haben beide Disziplinen einen Platz in einem modernen universitären Fächerkanon und sind mehr als reine Hilfswissenschaften oder Binnendisziplinen der Sozial- oder Literaturwissenschaften. Die Bibliothekswissenschaft kann von einer Schreibwissenschaft lernen, wie methodisches Wissen für einzelne Disziplinen und Kulturen vermittelt wird. Die bibliothekarische Praxis kann ihr Wissen zur nachhaltigen Implementierung von Infrastrukturangeboten für universitäres Forschen und Lernen einbringen und mit Offenheit für organisationale Vernetzung mit ihrem Fachwissen über Formen und Qualitätskriterien für publizierte Literatur einen selbstbewussten und authentischen Beitrag zu einer reflexiven – und transdisziplinären! – Schreibwissenschaft leisten.

Um einige Fragen zum Schluss kann ich nicht umhin: Was, wenn das Schreiben als Form des wissenschaftlichen Outputs zumindest teilweise überholt ist? Werden wissenschaftliche Erkenntnisse nicht zunehmend auch in anderen Formaten als Text kommuniziert? Welche Schreibaufgaben bleiben, welche kommen?

6 Als Beispiele seien hier zwei relativ neue bibliotheks-/informationswissenschaftliche Zeitschriften genannt: „Weave. The Journal of Library User Experience“ mit Publikationen auf Basis von empirischen Forschungen sowie das „Code{4Lib} Journal“ mit Betrachtungen zu Bibliotheksdiensten im Kontext der Digitalisierung.

Theorie und Praxis der Schreibwissenschaft

Die Reihe „Theorie und Praxis der Schreibwissenschaft“ bietet eine Plattform zum wissenschaftlichen Austausch in Schreibdidaktik und Schreibforschung. Die Themenfelder reichen von akademischer Schreibdidaktik und beruflichem Schreiben im Hochschulkontext bis zur Lehrprofessionalisierung als Schnittstellen-Themenfeld. Methodenforschung, Nachwuchsförderung und internationaler Austausch sind Ziele der Publikationsreihe.

In „Theorie und Praxis der Schreibwissenschaft“ können Wissenschaftstexte, Theorie-Praxistransfer-Texte und Qualifikationsschriften veröffentlicht werden.

© 2022 wbv Publikation
ein Geschäftsbereich der
wbv Media GmbH & Co. KG, Bielefeld

Gesamtherstellung:
wbv Media GmbH & Co. KG, Bielefeld
wbv.de

Umschlagmotiv:
Ingrid Scharlau, Julian Bornemeier

ISBN Print: 978-3-7639-7251-7
DOI: 10.3278/9783763972524

Printed in Germany

Diese Publikation ist frei verfügbar zum Download unter
wbv-open-access.de

Diese Publikation mit Ausnahme des Coverfotos ist unter
folgender Creative-Commons-Lizenz veröffentlicht:
<http://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>



Für alle in diesem Werk verwendeten Warennamen sowie Firmen- und Markenbezeichnungen können Schutzrechte bestehen, auch wenn diese nicht als solche gekennzeichnet sind. Deren Verwendung in diesem Werk berechtigt nicht zu der Annahme, dass diese frei verfügbar seien.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.
